

Mit dem überaus empfehlenswerten Buch über die Gesundheitsbiografie Bettine von Arnims ist Martin Dinges mehr als nur eine ungewöhnliche biografische Perspektive gelungen. Dinges zeigt medizinisches Wissen und Handlungsmöglichkeiten einer Frau aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf. Dabei weitet die Einbettung seiner Analysefragen zu gesundheitlichen Fragen und Praktiken in Bettines Lebenszusammenhänge den Blick auf eine Gesundheitsbiografie der gesamten Familie. Die Familiengeschichte um Bettine von Arnim ist darüber hinaus implementiert in zeitgenössische Diskurse der Medizingeschichte, die – wie hier im Fall von Arnims – auf spannende Weise in einem Plädoyer für Homöopathie mündeten.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Henriette Piper: Der letzte Pfarrer von Königsberg. Hugo Linck zwischen Ostpreußen und Hamburg. Mit einem Nachwort von Christopher Spatz, Berlin: be.bra verlag 2019, 352 S., ISBN 978-3-89809-171-8.

Ein dreiviertel Jahrhundert nach Kriegsende legt Henriette Piper ein Buch über ihren Großvater Hugo Linck (1890–1976) vor: „Der letzte Pfarrer von Königsberg“. Durch seine langjährige Tätigkeit in Ostpreußen und später in Hamburg sowie seine eigenen Publikationen¹ ist Linck vielen Ostpreußen und Historikern ein Begriff. Den Anstoß für Pipers Buch gab ein Pappkarton mit Hunderten von Briefen aus über 80 Jahren, der geradezu herausforderte, auf der Grundlage dieses neuen Materials das ganze Leben des aus einer wohlhabenden Königsberger Familie stammenden Pfarrers unter Berücksichtigung der Zeitgeschichte darzustellen. Das Hauptstück der Korrespondenzen mit der Holsteiner Verwandtschaft und „ostpreußischen Weggefährten“ bilden Briefe aus den 1940er und 1950er Jahren. Linck war nach der Eroberung durch die Rote Armee 1945 nicht geflohen, sondern, getreu der Beauftragung bei der Ordination 1918, mit seiner Frau bis zur Ausreise 1948 bei der Restgemeinde im unzerstörten Liep geblieben, einer Filialgemeinde seiner, der Löbenichtschen, Kirche in Königsberg.

In ihrem Buch führt Piper Tradiertes aus dem Familiengedächtnis, Schilderungen aus dem Konvolut der Briefe, Passagen aus Lincks Publikationen und eigene Archivrecherchen zu einer bemerkenswerten und bewegenden „biographischen Erzählung“ zusammen, die auch heutige Bewohner des Kaliningrader Gebiets interessieren könnte. Diese haben – wenngleich mit Verzögerung gegenüber dem heute polnischen Teil Ostpreußens – öffentlich Anschluss an die deutsche Vorkriegsgeschichte gesucht, als Anfang der 1990er Jahre parteipolitische Vorgaben und nationale Denkmuster aufgehoben, Archive zugänglich und Befragungen möglich waren.² Lincks abgelegene erste Pfarrstelle in einer Landgemeinde zwischen den masurischen Seen und Wäldern schien 1919 seiner holsteinischen Ehefrau

1 Hugo Linck: Königsberg 1945–1948, Leer 1951; ders.: Im Feuer geprüft, Leer 1973 (beide nachgedruckt, hrsg. von Hans Rothe, Frankfurt a.M. 2011); ders.: Der Kirchenkampf in Ostpreußen 1933–1945, München 1968.

2 Vgl. Eckhard Matthes: Verbotene Erinnerung. Die Wiederentdeckung der ostpreußischen Geschichte und regionales Bewusstsein der russischen Bevölkerung im Gebiet Kaliningrad 1945–2001, Bietigheim-Bissingen 2002. Auch im Westen war der Umgang mit Ostpreußen nicht einfach. Nach 1945 hat zunächst die unter Revanchismus-Verdacht stehende Auseinandersetzung mit dem

Maria und ihren Verwandten an Sibirien zu grenzen, wo sie wahrscheinlich auch heutige Leser verorten würden. Verständlich auch, dass bis zur Klärung durch die Volksabstimmung 1920 die deutsch-polnischen Nationalitätenprobleme in Masuren die junge Familie beunruhigten. Es ist jeweils die Innensicht der Personen, die zu Wort kommt und Empfindungen, Ereignisse und Entscheidungen vergegenwärtigt.

Nirgends wird das so deutlich wie in dem Kapitel „Bekennniszeit“, das zugleich auf Desiderate in der Forschung verweist. Als Mitglied der Bekennenden Kirche steht Linck in Opposition zu den gleichgeschalteten Deutschen Christen und sieht sich unverhofft gerufen, kirchenpolitisch aktiv zu werden. Da nicht alle Bekenntnis-Brüder Kompromisse mit der Reichskirche ablehnen, kommt es zur Spaltung innerhalb der Bruderschaft. Den Gründen für den ostpreußischen Sonderweg der Bekennenden Kirche, den Hoffnungen, die die ostpreußischen Notbundpfarrer in den NSDAP-Gauleiter Erich Koch setzten, sowie dem gespannten Verhältnis zwischen dem ostpreußischen und dem preußischen Bruderrat in Berlin spürt Piper ebenso nach wie den Auseinandersetzungen von 1938 über Römer 13 und den Treueid auf den „Führer“, den Linck und weitere 80 ostpreußische Pfarrer nicht leisten. Die wiederholten Hausdurchsuchungen, Verhöre und Verhaftungen Lincks in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre belasten die Familie, besonders die herangewachsenen Kinder, erheblich.

Zu ganz anderen Kirchenkämpfen fordern dann der Kriegsausbruch, insbesondere der Krieg mit der Sowjetunion, heraus. Verkündigung bedeutet mehr und mehr Zuspruch von Trost und Zuversicht, erst recht nach dem Bombardement durch die Alliierten 1944 und der Eroberung durch die Rote Armee ein Jahr später – für Linck der endgültige „Verlust von Vaterstadt und Heimat“. Die Versorgungslage in der zerstörten Stadt ist katastrophal,³ die Wohnungsnot nimmt wegen der Umsiedlungen aus der UdSSR zu, die Kriminalität ebenso. Dass die Deutschen sich in einer rechtlosen Lage befinden, stellt sie vor ein weiteres Problem. Aber Linck setzt sich weiter für die Evangelische Kirche in Ostpreußen ein, jetzt unter dem atheistischen Sowjetregime. Er wird Ansprechpartner für die vorgesetzten sowjetischen Stellen, unternimmt unter Aufbietung aller Kräfte Vermittlungsgänge, meist zu Fuß und durch Ruinen, erträgt Schikane. Die ihm zuwachsenden Aufgaben bringen ihn in Berührung mit vielen Menschen, sodass seine Beobachtungen als Quelle für allgemeine Aussagen über das Leben der deutschen Bevölkerung in den ersten Nachkriegsjahren gelten.⁴

Es fällt auf, dass die aus anderen Aufzeichnungen bekannten Greuelthaten der sowjetischen Eroberer selten zur Sprache kommen, aber nicht nur aus Zensurgründen. Empathie,

Problem des „Rechts auf Heimat“ zum Schweigen geführt. Die dennoch kräftig gediehene belletristische Vertreibungsliteratur bewirkte, dass sich die literaturwissenschaftliche Forschung des Verlustsyndroms annahm. Siehe Louis Ferdinand Helbig: *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*, Wiesbaden 1988; Elke Mehnert: *Landschaften der Erinnerung. Flucht und Vertreibung aus deutscher, polnischer und tschechischer Sicht*, Frankfurt a.M. 2001.

3 Dass die sowjetischen Neusiedler gleichfalls von den elenden Verhältnissen betroffen waren, haben sie erzählt, als sie sprechen durften: Vgl. Eckhard Matthes (Hrsg.): *Als Russe in Ostpreußen. Sowjetische Umsiedler über ihren Neubeginn in Königsberg / Kaliningrad nach 1945*,² Stuttgart 2002.

4 Vgl. Gerhild Luschnat: *Die Lage der Deutschen im Königsberger Gebiet 1945–1948*, Frankfurt a.M. 1996, S. 17. Die Öffnung des Kaliningrader Gebiets 1991 nutzte Luschnat, um im Vergleich deutscher mit russischen bzw. sowjetischen Erinnerungsbänden Material in Kaliningrader Archiven auszuwerten und zu allgemeinen Aussagen zu führen.

wie sie Linck in seinen Geschichten über menschliche Begegnungen gerade mit Russen aufscheinen lässt, bildet ein Gegengewicht, es sind „Sternstunden“, Überschreitungen der Feind-Freund-Grenzen, die Menschen zu Brüdern machen. In den „russischen Jahren“, in denen den Deutschen die Heimat zunehmend fremd wird, ist die Kirche eine äußerlich ordnende und innerlich rettende Instanz. Dabei treten die konfessionellen Unterschiede zurück und tut sich ein Fenster zur Ökumene auf. Linck sorgt dafür, dass in den Atempausen zwischen den häufigen, oft monatelangen Postsperren Briefe ihre Adressaten erreichen, sofern diese noch leben. Seine Totenlisten (3 500 Sterbefälle) hätten bei der späteren Suche nach Vermissten helfen können, aber sie wurden ihm im Zuge der Ausreise abgenommen. Unter der sowjetischen Verwaltung müssen auch die Lincks für Brotkarten arbeiten – gemäß der Stalin-Verfassung von 1936: „Kto ne rabotaet, tot ne est.“ („Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“)⁵ Hugo wird Leiter eines Beerdigungskommandos, Maria Sanitäterin. Mehrfach wird in den Briefen thematisiert, wie schutzlos preisgegeben und vergessen die vom „Reich“ abgeschnittenen Deutschen sich vorkommen. Später verdrängen die verheerenden Folgen der Luftangriffe auf Dresden die Wahrnehmung anderer Zerstörungen, und durch die Erklärung Königsbergs zum militärischen Sperrgebiet verschwindet die Stadt vollends von der geistigen Landkarte.

Über die „Geschichte des ostpreußischen Kirchenkampfes“ existieren merkwürdigerweise zwei Bücher, eines von Linck und ein zweites von Manfred Koschorke.⁶ Die Gründe dafür hat Piper erst beim Studium von Archivmaterial eruiert. Statt zur Zusammenarbeit kam es zum Bruch zwischen den einstigen Weggefährten, begründet durch Lincks Weigerung, beim Konvent der ostpreußischen Pfarrer in Beienrode 1962 seine Zustimmung zur „Beienroder Erklärung“ zu geben, die auf die Anerkennung der Ost-Denkschrift der Evangelischen Kirche hinauslief. So illusionär eine Rückkehr sein mochte – den aus Ostpreußen stammenden Menschen, in der Mehrzahl Bauern, wollte der Seelsorger Linck die Hoffnung nicht nehmen. Diese Auseinandersetzungen um die Deutungshoheit der „Geschichte“ der ostpreußischen Kirche fallen in die späten Hamburger Jahre. Sein Buch „Im Feuer geprüft“ mit den Ausführungen über das Weiterleben der ostpreußischen Kirche nach 1945 im einstigen Königsberg und nunmehrigen Kaliningrad hatte Linck als letztes Kapitel der „Geschichte“ konzipiert. 1948, nach seiner Entlassung aus der Quarantäne in Meiningen, ermöglichte ihm eine Stelle als Pastor an St. Johannis in Hamburg-Harvestehude ein „zweites Leben“. Trotz dieses Dienstverhältnisses war es ihm ein Anliegen, auch noch seelsorgerlich für die „zerstreuten Gemeinden“ einzutreten und Vertriebenengottesdienste zu halten, die nach der vertrauten Liturgie der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union (in der Evangelische und Reformierte vereint waren) gefeiert wurden. Wohl gaben diese Gottesdienste den Geflüchteten aus dem Osten eine Heimat im Westen; aber sie provozierten auch heftige Kontroversen.⁷

5 A.A. Lipatov, N.T. Savinkov (Hrsg.): *Istorija sovjetskij konstitucii (v dokumentax) 1917/1956* [Geschichte der russischen Verfassung (in Dokumenten) 1917/1956], Moskva 1957, S. 142-144.

6 Vgl. Hugo Linck: *Der Kirchenkampf in Ostpreußen 1933–1945*, München 1968; Manfred Koschorke: *Geschichte der Bekennenden Kirche in Ostpreußen 1933–1945*, Göttingen 1976.

7 Ausführlich dazu Stephan Linck: *Neue Anfänge? Der Umgang der Evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Die Landeskirchen in Nordelbien*. Bd. 1, Kiel 2013, S. 265-272.

Den Christen Hugo Linck haben Glaubensfestigkeit und das Bewusstsein der Verantwortung durch Anfechtung und größte Not getragen. Er gehörte zu denen, die in den schlimmsten Zeiten mit ihrer ganzen Existenz für das eintraten, was sie für das Rechte hielten (ein Schwachwerden nicht ausgeschlossen, wie Linck selbst bekennt) – den Kriegserben ein Vorbild. „Der letzte Pfarrer von Königsberg“ zeugt von den durch Krieg, Flucht und Vertreibung verstärkten familiären und geistigen Verwandtschaften, die generationenübergreifend Kontinuitäten geschaffen haben. Piper verleiht diesem Kirchenmann aus einer untergegangenen Kulturlandschaft dichte Präsenz, ihr Buch ist den letzten noch lebenden Ostpreußen eine Erinnerung, ihren Nachkommen ein Vermächtnis, Kaliningradern sowie jenen, die bisher gar nichts wussten, ein Erlebnis, (Kirchen-)Historikern eine Anregung. Als versierte Drehbuchautorin schreibt sie lebendig und treffend, gliedert das Material übersichtlich und bringt die jeweiligen Kapitel auf den Punkt. Ein umfangreicher, sorgfältig zusammengestellter Anhang mit annotiertem Personenverzeichnis hebt den Facettenreichtum des Buches hervor.

Annelore Engel-Braunschmidt, Kiel

Georg Jäschke: Wegbereiter der deutsch-polnisch-tschechischen Versöhnung? Die katholische Vertriebenenjugend 1946–1990 in der Bundesrepublik Deutschland, Münster: Aschendorff 2018, 393 S., ISBN: 978-3-402-13276-0.

Unter den über 1 500 Vertriebenen Denkmälern in Deutschland gibt es lediglich ein einziges, das in seiner Inschrift nicht nur an das Ende des Zweiten Weltkrieges, sondern auch an seinen Beginn erinnert: Das Hochkreuz auf dem Wohldenberger Feld bei Hildesheim wurde 1979 vom Adalbertus-Werk der aus Danzig stammenden deutschen Katholiken ausdrücklich als ein Zeichen des Friedens und der Versöhnung errichtet.¹ Dies wirft die Frage auf, ob konfessionell geprägte Vertriebenenverbände aufgrund ihres christlichen Selbstverständnisses dafür prädestiniert waren, als Brückenbauer in Richtung der Länder zu agieren, in denen die Herkunftsgebiete ihrer Mitglieder nach 1945 lagen, und inwieweit sie sich innerhalb des Vertriebenenmilieus und der bundesdeutschen Gesellschaft insgesamt in besonderer Weise für die Versöhnung mit den östlichen Nachbarstaaten eingesetzt haben. Diesen Fragen widmet sich Georg Jäschke in seiner 2017 an der Universität Vechta als Dissertation angenommenen Arbeit speziell mit Blick auf die Jugendorganisationen der katholischen Vertriebenenverbände.

Jäschke untersucht dabei die Geschichte von fünf landsmannschaftlich organisierten katholischen Jugendverbänden für die Zeit bis 1990: Neben der „Gemeinschaft der Danziger Katholischen Jugend“ (seit 1969 „Adalbertus-Jugend“) sind dies die „Junge Aktion“ der sudetendeutschen Ackermann-Gemeinde, die ostpreußische „Gemeinschaft Junges Ermland“, die „Aktion Junges Schlesien“ und die „Junge Grafschaft“ der Schlesier aus der zur Erzdiözese Prag gehörenden Grafschaft Glatz sowie die „Katholische Ostdeutsche Jugend“, die einen regional übergreifenden Bezug aufwies, aber nur in den Diözesen Paderborn und Osnabrück existierte. Als Dachverband dieser Organisationen und als Vertretung im

1 Vgl. Stephan Scholz: Vertriebenen Denkmäler. Topographie einer deutschen Erinnerungslandschaft, Paderborn 2015, S. 274 f.